

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 93 (1967)
Heft: 34

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

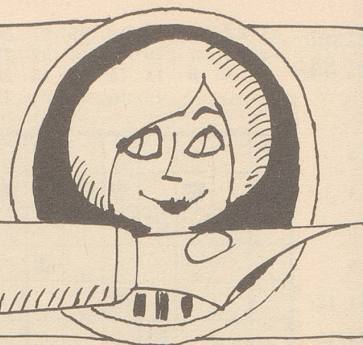
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Wenn Leser zuschreiben

Auf Redaktionen geht täglich viel Post ein, was soweit in Ordnung ist. Dafür sind sie – die Redaktionen – schließlich da. (Wozu denn sonst?) Die Sache hat zwar einen kleinen Schönheitsfehler, weil meistens nur die entrüsteten und empörten Leser (zur Feder greifen), um auf diese Weise ihren Aerger loszuwerden: «Wenn Sie in Ihrem Blatt noch einen einzigen Artikel des XY abdrucken, bestelle ich dasjenige ab.» – Es ist also meistens nur ein einzelner Bericht (resp. der Verfasser desselben), welcher diesen Unzufriedenen als Splitter im Auge sitzt. Worauf sie dann allerdings sogleich das Kind mit dem Bade über die Redaktion ausschütten und die ganze Zeitung zur Hölle wünschen. Manchmal treffen sie mit ihrem Urteil zwar gewaltig daneben. So erzählt z. B. eine Kuriertante, die eigentlich ein «Onkel» war, von ihren Erlebnissen. (Es geschah irgendwo im Ausland, bei uns gibt's dergleichen nicht.) Also die «Tante» hatte sich in ihrer Rubrik über Kindererziehung ausgelassen, worauf ihr eine entrüstete Leserin alle Schlötterlinge anhängte. Als «verheiratete Frau und Mutter von 5 Kindern» verwahrte sie sich ausdrücklich gegen solche Ansichten einer «alten, vertrockneten Jungfer, die nichts von Kindern und deren Erziehung verstehe» ... usw. Der «Onkel» lachte sich halbtot, denn er war selber Familienvater.

Aber ich wollte hier eigentlich gar nicht von Zuschriften an Redaktionen berichten. Auch Schriftsteller gehören nämlich zu den glücklichen Empfängern derartiger Episteln, und darüber erzählt John Steinbeck ein paar nette Einzelheiten. Er teilt diese Briefe in Kategorien ein. Zu den amüsantesten – so meint er – gehören jene, die Angebote zur «Mitarbeit» enthalten. Mit Gewinnbeteiligung natürlich. Die meisten beginnen mit der Feststellung, daß der Schreibende ein «tolles Leben» hinter sich habe; wenn nur einer sich hinsetzen und darüber schreiben würde!

Ein Kneipenwirt offerierte folgendes: «Was sich in meiner Kneipe alles abspielt – Mensch, Sie würden's nicht glauben! Ich habe Stoff

für eine Million Geschichten – kommen Sie doch her! Whisky und etwas zum Beißen wird von mir geliefert. Wenn Sie eine Frau haben, bringen Sie sie mit, sie kann hinter der Theke arbeiten, während wir schriftstellern.» –

Da kann man nur sagen: der Mann hatte Sinn für die Realitäten des Lebens. Wenn sich schon der eine Ehepartner auf das brotlose Gewerbe des Schreibens einläßt, so sollte zumindest der andere Teil der Familiengemeinschaft einer einträglichen Arbeit im praktischen Alltag nachgehen. Steinbeck gesteht denn auch, daß es ihm schwer fiel, diesen Vorschlag abzulehnen. Ich kann das verstehen, vor allem, weil ich ja nicht seine Frau bin, die unterdessen hinter der Theke arbeiten würde.

Aber auch die sackgroben Briefe bleiben einem Schriftsteller nicht

erspart. Steinbeck sagt von ihnen, sie seien manchmal «wirklich nicht fein». Nun ja – die Menschen scheinen sich in ihren Reaktionen auf der ganzen Welt ähnlich zu sein. Einer dieser Briefe schloß mit den Worten: «Hüten Sie sich! Sie werden diese Welt nicht lebend verlassen!!»

Es ist tröstlich für uns, daß wir alle diese Aussicht auf das Ende unsrer Tage mit dem berühmten Nobelpreisträger gemeinsam haben.

Gritli

Als Frau im Stimmlokal

Es war nicht das erste Mal, daß ich an jenem Samstag in kirchlichen Angelegenheiten stimmen durfte. Einmal war ich in den Fe-

rien und ließ mir das Stimmcouvert nachschicken, und ein anderes Mal gab ich auf dem Quartierbüro meine Stimme ab. Doch dies war eine sehr nüchterne Sache, und so wollte ich es diesmal etwas feierlicher haben und beschloß zur Zeit des Sonntageinläutens den Gang ins Stimmlokal zu tun.

Auf meinem Weg der grünen Mauer des stillen jüdischen Friedhofes entlang, kam mir noch in den Sinn, was mir mein Vater einst von einer Kirchgemeinderversammlung erzählt hatte. Einige Frauen waren damals nach dem Gottesdienst auf der Empore geblieben, um die Verhandlungen, die sie interessierten, zu verfolgen. Da verkündigte der Pfarrer von der Kanzel, er könne die Versammlung nicht eröffnen, bevor die Frauen die Empore geräumt hätten. Zum Glück mußte es unser guter Herr Pfarrer nicht mehr erleben, daß sein Kanton den Frauen in kirchlichen Angelegenheiten das Stimm- und Wahlrecht erteilte und daß später sogar eine Frau als Präsidentin der Kantonalen Synode gewählt wurde.

Von allen Seiten kamen die Frauen und Männer ins Stimmlokal geströmt. Es muß in diesem abgeschlossenen Quartier mit den Genossenschaftssiedlungen eine gute Stimmeteiligung vorhanden sein. Unter der Türe wurde ich plötzlich unsicher, mußte ich jetzt wohl das ganze Couvert einwerfen? Doch da stand schon ein Mann und nahm die Stimmkarten in Empfang, die der Männer mit einem grünen Streifen und die der Frauen mit einem roten. Hinter den geöffneten Urnen saßen ernst und schweigsam sechs Männer, so daß es mir fast feierlich zu Mute wurde. Ein wenig verwirrt wollte ich meine Stimmzetteln einfach so offen einlegen, worauf mir einer der Männer bedeutete, man müsse sie zusammenfalten.

Draußen im Hof, auf einem Tisch, lagen zwei Listen und es hieß auf einer Tafel, man könne hier eine Eingabe für das Mietrecht unterschreiben. Für wen wäre dies nicht eine aktuelle Sache! Also ergriff ich den Bleistift, als schnell ein Mann gesprungen kam und sagte: «Halt, da dürfen Sie nicht unterschreiben!» Auf dem Rückweg lag die Stadt meiner Wahl so schön ausgebreitet vor mir mit einem unendlichen Gewoge von Dächern,



STAUER